



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Notizen.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

ansprechen, daß sie es so mit mir wende, nicht glimpflicher, nicht glimpflicher, Eufemia! Nur helfe sie mir aus meiner Bedrängnis nicht auf Kosten meiner Liebe heraus. Ich will von keinen Nöten los und ledig sein, die ich gemeinsam mit ihm trage, mit meinem Giuseppe! Und sie küßte durch ihren Reithandschuh hindurch den Ring, den sie von ihm am Finger trug.

Der alte Buonacolsi, von Lazzaro begleitet, trabte wieder heran. Er hatte die Gewohnheit, kleine Verdrießlichkeiten mit guter Laune zu überwinden. Es muß nach Gottes Ratschluß auch Tölpel geben, lächelte er, indem er Lazzaros Zorn über den querköpfigen Waadtländer mit einer würdevollen Geste zum Schweigen brachte. Und gen Osten blickend, setzte er, indem er Fiorita heranzwinkte, hinzu: Wir sollen uns noch ein halbes Stündchen in Geduld ergeben; orsu, wohlan! setzen wir unsre Studien von gestern fort.

Von diesem Augenblicke an war er wieder ganz der mit ernstem Auge die Geschichte vergangener Zeiten überschauende, mit allen Chroniken vertraute Grübler aus dem Eckzimmer des Zodiaco-Gäßchens, einem Heiligtum, in welchem er der trüben Gegenwart sich entrückt zu fühlen pflegte und dessen Stille den Zügen des sonst heißblütigen und gewaltthätigen Mannes jenen vorwiegend friedlichen und ehrwürdigen Ausdruck verliehen hatte, an welchem Fiorita bis heute mit kindlicher Liebe gehangen hatte.

(Fortsetzung folgt.)



## Notizen.

Die Verstaatlichung der Pfälzischen Eisenbahnen. Die Verhandlungen, welche in der jüngsten Zeit mit der Hessischen Ludwigsbahn zur Festsetzung veränderter Tarifrungen bez. Instradirungen geführt worden sind, sind in Baiern mit einem gewissen Unbehagen verfolgt worden, weil man, wohl nicht mit Unrecht, fürchtet, daß über kurz oder lang auch den Pfälzischen Eisenbahnen von den preussischen Staatsbahnen der Krieg erklärt werden könnte. Die Zinsengarantie, welche seinerzeit von der bairischen Regierung zu gunsten der Aktionäre der Pfälzischen Ludwigs-, der Maximilians-, der Nordbahnen in vielleicht etwas übereilter Weise eingegangen worden ist, hat dem bairischen Staate bis Ende 1884 rund etwa neunzehn Millionen Mark gekostet (ohne Zinsen berechnet), und für den Landtag ist es immer eine harte Nuß, die Zuschüsse, welche bisher zwischen einer und drei Millionen Mark jährlich geschwankt haben, zu bewilligen. Es ist daher schon wiederholt vorzugsweise in der angesehenen ultramontanen Presse verlangt worden, die bairische Regierung möge die Pfälzischen Bahnen erwerben, und zwar aus verschiedenen Gründen. Erstens ist die Verwaltung der Pfälzischen Bahnen, die bekanntlich auch eine Anzahl sehr unrentabler Linien besitzen, welche seinerzeit nur aus Rücksicht für Großaktionäre gebaut worden sind, gegenüber den königlich bairischen Staatsbahnen sehr teuer, wie dies auch durch den eben erschienenen statistischen Bericht der königlich bairischen Verkehrsanstalten für 1883 wiederum

konstatirt werden kann. Zweitens sind es politische Rücksichten, welche dabei ins Treffen geführt werden. Um es kurz zu sagen: es ist die bloße „Preußenfurcht“, welche der gegenwärtigen Kammermajorität die Erwerbung der Pfälzerbahnen durch die bairische Regierung als ein geringeres Uebel erscheinen läßt, als wenn die ersteren in preußische Hände übergingen. Denn während im linksrheinischen Baiern (Pfalz) mit seiner aufgeklärten und fleißigen Bevölkerung der Uebergang der Pfälzbahnen an Preußen ganz gerne gesehen werden würde, fürchtet man im rechtsrheinischen, daß dadurch die norddeutschen Elemente, die ohnehin mehr, als den Altbaiern lieb ist, bis in die Armee und an die Universitäten schon vorgezogen sind und daselbst vielfach eine dominirende Stellung behaupten, sich noch weiter zum Nachtheile der heimischen Kräfte vermehren möchten. Inwiefern diese Befürchtungen nach den bisherigen Erfahrungen in Baiern gerechtfertigt sind, soll hier nicht untersucht werden, aber soviel ist doch sicher, daß der Plan der Erwerbung eines unrentablen Unternehmens, das bei dermaligen Kursen ein Aktienkapital von etwa achtzig Millionen Mark repräsentirt, abgesehen von ungefähr 148 $\frac{1}{2}$  Millionen Mark Prioritätsschulden, wofür die bairische Regierung ebenfalls die Zinsengarantie übernommen hat, nicht bloß vom politischen Standpunkte aus betrachtet werden darf. Baierns Selbständigkeit, wie solche durch die Versailler Verträge geregelt ist, würde gewiß nicht angetastet werden, wenn statt durch eine Aktiengesellschaft der Betrieb der Pfälzischen Bahnen durch die preußische Staatsbahnverwaltung geführt würde.

Die Frage kann also nur von ihrer finanziellen Seite aus in Erwägung gezogen werden, und da machen sich folgende Gesichtspunkte geltend. Daß Netz der Pfälzerbahnen ist zum großen Theile begrenzt von preußischen Staats-, sowie von den Reichseisenbahnen. Abgesehen von der Verkehrsentziehung, welche den Pfälzerbahnen durch die Linie Münster am Stein—Neunkirchen erwachsen ist, hat Preußen bis jetzt noch keinen Tarifdruck auf die Pfälzerbahnen ausgeübt. Wie lange diese Schonung noch dauern wird, läßt sich nicht voraussagen, aber daran ist doch nicht zu zweifeln, daß die preußischen Staatsbahnen, wenn sie erst mit der Hessischen Ludwigsbahn neue Vereinbarungen zustande gebracht haben werden, auch an die Pfälzerbahnen mit einer anderweitigen Regelung der Verkehrsleitungen herantreten werden. Ob nun in diesem Falle Regierung und Regierung einander gegenüberstehen würden, oder ob die preußische Bahnverwaltung sich der Leitung eines Aktienunternehmens gegenüber sähe, ist ganz irrelevant, denn erfahrungsgemäß bekommt der Stärkere Recht, und dies würde auch im vorliegenden Falle gewiß zutreffen. Hierzu kommt noch der weitere Umstand, daß die pfälzische Industrie, Landwirtschaft u., die sehr wohl weiß, daß ein weiterer Ausfall an dem Ertragnis der Pfälzerbahnen von den sämtlichen bairischen Steuerzahlern, in der Hauptsache also vom rechtsrheinischen Baiern, getragen werden muß, fortwährend nach Tarifiermäßigungen verlangt. Dadurch muß naturgemäß der Staatszuschuß sich vergrößern, und nachdem auch die bairischen Staatsbahnen, dank der viel zu theuern Erwerbung der bairischen Ostbahnen, und der Eröffnung der Arlbergbahn, in ihrer Rente von Jahr zu Jahr zurückgehen, so wäre es gewiß angemessen, bezüglich der pfälzischen Bahnen noch ein Abkommen mit Preußen zu treffen, bevor dasselbe einen Tarifdruck auch auf die Pfälzbahnen ausübt. Dieselben haben für das Stammland Baiern gar keinen Wert; sieht doch schon auf der Landkarte die bairische Pfalz aus wie ein abgehaunenes und vom Rumpfe weit abliegendes Glied, und gravitirt doch der ganze wirtschaftliche Verkehr nicht nach der Donau und dem Osten, sondern nach den Gebieten des Mittel- und Niederrheins, und nach dem

Süden oder Westen. Die Deckung der Ausfälle, welche die Pfälzerbahnen und von jetzt ab auch die bairischen Staatsbahnen den Steuerzahlern eine so drückende Last auferlegen, kann der bairische Staatshaushalt für die Dauer nicht ertragen. Deshalb ist es die höchste Zeit, sich schon jetzt nach denjenigen Mitteln umzusehen, welche geeignet erscheinen, nicht bloß eine zur Zeit schon hart empfundene Last zu beseitigen, sondern auch einer Mehrbelastung vorzubeugen, die sich voraussichtlich alljährlich noch steigern wird.

Zur Wiener Museumsfrage. Es liegt uns fern, an dieser Stelle pikante „Enthüllungen“ über die interne Geschichte des österreichischen Museums während der letzten Monate vorzubringen; schwerlich wäre auch jemand imstande, alle die feinen Fäden, die da hin- und herschießen, auf ihren Ausgangspunkt und ihr Ziel zu prüfen. Aber die Frage um die Neubesezung der Direktorstelle hat einen prinzipiellen Untergrund, und dies veranlaßt uns, sie hier in Kürze zu besprechen.

Die ganze Geschichte begann schon vor Jahren. Man darf wohl sagen, daß der Mann, der sich in dem österreichischen Museum ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat — Hofrat Eitelberger —, sich die Kraft, es zu leiten, nicht bis in sein hohes Alter bewahrte, daß er aber auch — thätig wie er ist und voll eifersüchtiger Anhänglichkeit für seine Schöpfung — sich dies niemals gestehen wollte, niemals daran dachte, es könne der Moment gekommen sein, wo es notwendig sei, sein schweres Amt rüstigeren Schultern aufzuladen. An maßgebender Stelle — und es sind sehr hohe Kreise, in welchen man sich seit geraumer Zeit mit diesen Dingen beschäftigte — war aber zuletzt doch kein Zweifel mehr, daß irgend etwas geschehen, irgend etwas verändert werden müsse. Zunächst wurde also Hofrat Eitelberger, der ja in der That schon lange bedenklich kränktelt, auf drei Monate beurlaubt.

Nun traf es sich, daß vor kurzem der Regierung ein sehr tüchtiger und, wie es heißt, auch talentvoller Beamter verfügbar wurde. Der Statthaltereirat Graf Latour in Zara wurde wegen unliebsamer politischer Meinungen von extrem nationalen Kreisen Dalmatiens arg angefeindet und seine Abberufung aus der Landeshauptstadt, ja aus dem Lande überhaupt zu einer *conditio sine qua non* für den Frieden gemacht. J.-M.-L. Jovanovits empfahl ihn aber den höchsten Behörden in Wien aufs wärmste zur weiteren Verwendung. Die Regierung, momentan außer Stande, den Grafen an einer politischen Stelle unterzubringen, versiel auf den Gedanken, ihn einstweilen zum Direktor des österreichischen Museums zu machen, wobei sie unter anderm darauf hinwies, daß auch für diesen Posten administrative Routine sehr erwünscht sei, Eitelberger aber gerade eine solche immer einigermaßen habe vermischen lassen. Als es jedoch in die Oeffentlichkeit drang, in welcher Weise man die Direktorfrage zu lösen gedenke, erhob sich die öffentliche Meinung gar sehr dagegen, und mit seltener Einmütigkeit wurden in Zeitungen und gesellschaftlichen Kreisen die trübsten Reflexionen an die kundgewordne Absicht der Regierung geknüpft. Niemand konnte begreifen, wie man eine Stelle, die doch vor allen einen Fachmann, ja einen Fachgelehrten erfordert, einem politischen Beamten übergeben könne. Da sich das Kuratorium des Museums in derselben Weise aussprach, endlich auch eine Petition der hervorragendsten Vertreter des Wiener Kunstgewerbes Befürchtungen über die geplante Veränderung und Wünschen, die sich in einer ganz andern Richtung bewegten, Ausdruck gab, versiel man auf einen Ausweg. Ein hochgestellter Beamter des Unterrichtsministeriums, dem in Sachen gewerblichen Bildungswesens wenigstens Erfahrung nicht abzusprechen ist, war — so behauptet man, — wegen gewisser heute nicht gerade beliebten An-

schaunungen einigen nationalen Politikern schon lange unbequem gewesen. Wie, wenn man den Grafen Batour an dessen Stelle setzte und ihm selber die Leitung des Museums anvertraute. Schien damit nicht allen geholfen zu sein?

Wenn man nun auch zugeben muß, daß diese Lösung für das Museum selbst eine etwas günstigere genannt werden müßte, als jene andre, zuerst projektirte: die öffentliche Meinung — und worauf das meiste ankommt, die Meinung der künstlerischen und kunstgewerblichen Kreise — würde auch durch dieses Arrangement keineswegs beschwichtigt werden. Wenn das Museum noch ferner berufen sein soll, unsrer vaterländischen Kunstindustrie die Bahnen vorzuzeichnen, ein Sammelpunkt und eine Schule für junge Kräfte zu sein, so muß auch an der Spitze desselben ein energischer, anregender, ideenreicher Mann stehen, der in dem Fache lebt und webt, nicht ein Beamter, und richte er auch den erprobtesten Verwaltungsschimmel. Da können denn nur zwei Männer in betracht kommen: Regierungsrat von Falke und Bruno Bucher. Beide sind in ihrem Fache höchst tüchtig und haben dies auch literarisch genugsam dargethan; daß sie auch mit den rein administrativen Geschäften des Amtes fertig werden würden, kann nach den Proben, die sie in dieser Richtung bereits gegeben haben, ebenfalls nicht zweifelhaft sein. Vor allem aber würden sie es auch verstehen, ihre Beamten wissenschaftlich zu diszipliniren, sie in Erreichung eines Zieles zusammenzuhalten und jede Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden. Wozu also noch suchen? Welchen Grund hätte man, die beiden zu umgehen? Etwa den, daß sie beide Ausländer sind?\*) Aber sie wirken schon lange im Interesse des österreichischen Kunstgewerbes, und, wohin man auch seine Blicke wenden mag, man wird kaum einen gebornen Oesterreicher finden, der die gleiche Tüchtigkeit zur Leitung eines solchen Institutes voraussetzen ließe.

So ist es denn wohl die Ansicht der überwiegenden Majorität unter den in dieser Frage urtheilsberechtigten Personen, daß dem einen jener Männer die Direktors-, dem andern die Vizedirektorstelle gebühre. Als Durchhäuser für Aspiranten höherer politischer Aemter oder als Belohnungsfineken scheinen uns Aemter, die durchaus einen Fachmann erfordern, herzlich wenig geeignet, und es ist nur recht und billig, wenn die öffentliche Meinung gegen eine solche Ignorirung fachmännischen Wissens in nicht mißzuverstehender Weise Stellung nimmt — hier und anderswo.

Angelo. Angelos Vater war ein Deutscher gewesen, der in Rom lebte; so erklärt es sich, daß Angelo nur eine mangelhafte Kenntniz des Deutschen hatte und sich einbildete, Berntrudis sei „ein schlichter deutscher Name.“

Angelo und Berntrudis sind nämlich die Helden der neuesten Erzählung von Hermine von Hillern, welche unter dem Titel „Um der Liebe willen“ in der „Deutschen Revue“ erscheint und deren erster Teil uns mit wahrer Begeisterung erfüllt hat.

Entzückend ist vor allem die Sprache, in welcher hier um der Liebe willen geschrieben wird. Die wahre Poesie ist bekanntlich eine abgesagte Feindin der Hilfszeitwörter, deshalb ist Angelos Vater „ein deutscher Maler, den die Schönheit Italiens gebannt, also daß er für immer in der ewigen Stadt seiner Seele Heimat gefunden.“ Auch gewöhnliche Wörter sind dem wahren Dichter ein Gräuel: Locken sind schon so verbraucht, daß man heute „wie segnend mit mütterlichem Ruß das wirre Gelock“ versieht und „eine bleiche, schattenhafte Gestalt mit blutgetränktem, goldenem Gelock“ daliegt. Wer wird da noch von Thränen reden wollen! Nein,

\*) Diesen Grund hören wir in der That angeben.

die geschlossenen Augen haben „arme, vom salzigen Naß gerötete Lider.“ Wer wird Haar sagen! Nein, „die bleiche, edle Stirn ist von goldenem Dunst“ umwogt. Bloß Angst oder Furcht zu empfinden, wäre prosaisch: „ein Ausdruck seelischer Angst liegt auf seinen Zügen,“ „die ganze Erscheinung trägt den Ausdruck körperlicher Erschöpfung, tiefen seelischen Leids.“ Unglücklich ist abgegriffen, leider ist für glücklich noch kein Ersatz in der Poesie gefunden und so stehen Poesie und Prosa neben einander in den Worten: „ach, wie glücklich war der Tote, und wie glücklich war er.“ Durchaus unwürdig höherer Poesie ist ein volles Adjectivum, „ein zerfallen Muttergottesbild“ muß, es mag wollen oder nicht, die Arme ausbreiten; geradezu verächtlich aber klingt die gewöhnliche Wortfolge im Sage: „Gesang und Saitenspiel tönt und von den Wänden der Prunksäle niedersteigen lebendig geworden die Gestalten, die die Maler dahingezaubert.“

Ach, wir werden ganz wehmütig, wenn wir in einer Sprache, die wir nicht verstehen, Vorgänge lesen, die wir selber niemals nachmachen können; hier, hier dagegen „saugen die dunkeln, blicklosen Augen den rötlichen Schimmer ein, der von den langen seidnen Wellen ausgeht.“ Es kommt uns beim Lesen dieser Schilderungen vor, wie „manchem, der in die tiefe Nacht dieser Augen geblickt: den mochte es gemahnen, als habe er hinabgesehen in ein offenes Grab, darinnen er seines Lebens Hoffnung geborgen und an dessen Rand für alle Zeit seines Mundes Lächeln erstorben sei. Also mochte, wer weichen Herzens und Gemütes war, wohl nimmer froh werden, wenn er den trost- und hoffnungslosen Blick des Jünglings geschaut.“

Ja, im Lande der Poesie ist alles anders als in der gemeinen Wirklichkeit: „eine Schlacht ist geschlagen worden in Oberitalien, darin die Kriegskunst der deutschen Landsknechte den Sieg davongetragen über die verbündeten, aus Menschen aller Nationen gemischten Truppen,“ „die Sonne ist heraufgestiegen und die volle Hitze eines italienischen Sommertages brüht über dem Schlachtfeld.“ Wenn doch die Leute bei der immer ärger werdenden Hitze („es lagert sich“ ja schon „wie eine schwere Dunstschicht über der Erde und verpestet die Luft, die die mühsam atmende Zunge einzufangen sich quält“!) endlich aufstehen und in den Schatten gehen wollten! Aber nein: „tiefe Stille breitet sich aus über der Stätte, wo Lebende und Tote friedlich der Ruhe sich weihen.“

Manchmal legt man sich freilich in der Poesie zu große Qualen auf, der Held ist „hingezogen in das gelobte Land auf nackten Sohlen.“ Warum mochte er nur barfuß gehen, da er ja „Pilgergewand genommen“ hatte, und die Pilger doch Sandalen tragen?

Es ist eigentlich ein Jammer, daß es Angelo so schlecht geht; denn er ist ein höflicher, dienstfertiger junger Mann: Berntrudis kommt mit ihrer Mutter (schade, daß man den Namen der Mutter nicht auch erfährt, allerdings muß es schwer sein, wenn man eine Tochter namens Berntrudis hat, selber auch einen anständigen poetischen Namen aufzuweisen) weit aus Deutschland auf das Schlachtfeld, um den Geliebten des Mädchens, von dessen Tode der Telegraph ihnen Nachricht gegeben hatte — so kann man sich irren, nein, „weil so viel der Zeichen geschehen waren, die ihnen verkündet, daß dem Geliebten Gefahr droht — zu begraben.“ Sogleich sagt Angelo: „Daßts jetzt genug sein des Jammers und Magens, so ich euch zu nützen vermag, thut mirs kund.“ — „Habt Dank, sagt die Mutter, so Ihr Euch zweier verlassenen Frauen annehmen wollt im fremden Lande, müg' es Euch der Himmel lohnen. . . So Ihr uns Eure Hilfe leihen wollt, sorget, daß wir ihm ein recht und christlich Begräbniß geben auf fremder Erde, da ihm nicht vergönnt ist, im Dorfgärtlein unter der Linde zu ruhen, wie er so oft sich gewünschet.“

Und wie hübsch benimmt sich Angelo, wenn er zu den beiden sagt: „Wollt gestatten, ihr Frauen, daß ich Euch zu einem Zelt geleite, darinnen ihr geborgen vor der Sonnenglut harren möget, bis ich dem Toten das Grab gerüftet.“ So „weist“ er denn den Frauen „ein bergend Gezelt,“ denn sie sind nicht so gewöhnt an die Hitze wie die Landsknechte, was die Mutter verständig so ausdrückt: „beide sind wir ungewohnt der langen Wanderung und des Brandes italischer Sonne“ — aber seine Höflichkeit wird schlecht belohnt, denn er muß folgende herzerschütternde Klagen des Mädchens anhören: „O trautes Lieb, o trautes Lieb, was bist du von mir gegangen, o viel bitterer Tod, was hast du mir meines Lebens Licht, meines Herzens Trost geraubet. Nun erlischt im Weinen meiner Augen Glanz, die nur für ihn geleuchtet, und mein junger Leib welkt wie die Blume am Grabesrand, denn meiner Seele Wurzeln sollen in deines Grabes Erde haften, und was du an mir lieblich erfandest, soll vergehen für dich in Regen und Sonnenbrand! O mein junger Gesell, mein süßes Gespiel, o du meines Herzens liebste Wonne!“

Solche Klagen müssen schrecklich anzuhören sein, freilich ist Angelo überhaupt sehr unglücklich, sein Vater ist in Rom ermordet worden, von seiner Mutter weiß er nur, daß sie eine „hoheitvolle“ Erscheinung, keine Römerin war, nun ist er Landsknecht geworden, und in diesem zu innerer Einskehr sehr passenden Leben „war er immer stiller, immer schroffer geworden, seine Bewegungen hatten die Elastizität verloren, in seinen dunkeln Augen war das blickartige, rasch wechselnde Leuchten erstorben, und ein breiter, matter, weißlicher Schimmer, wie an dem Auge eines Blinden, gab ihm den seltsam müden, halberloschenen Blick.“ Allerdings war auch Angelos Vater von unerklärlichem Unglück heimgesucht, er scheint zwar ein recht bedeutender Maler gewesen zu sein, er hatte viele Aufträge, Rom gefiel ihm auch, wie meist deutschen Malern, offenbar recht gut, aber, aber — „wenn der Abend kam und sie zusammensaßen in der Dämmerung (sic) oder hinausgingen in die rebenumrankten Ruinen, dann sang der Vater zur Laute die süßen, schwermütigen Weisen, und wie die Klage eines gefangenen Vogels klang aus ihnen allen der monotone, immer sich wiederholende Schmerzensschrei einer nie gestillten Sehnsucht.“ Und nun muß auch noch die Mutter gerade eine Italienerin sein, sodaß Angelo an „der Melancholie, die das Erbe seines südlichen Blutes war,“ auch von seiten der Mutter zu leiden hatte.

Zu all diesem Unglück kommt nun aber noch ein unbegreifliches Versehen Angelos. Er hatte nämlich dem gefallenen Wendelin Berntrudis' Bild weggenommen und für sich behalten. Da Berntrudis in ebenso unbegreiflichem Vergeffen gar nicht an das Bild dachte, so wäre wenigstens doch noch alles gut geworden, wenn Angelo sie gefragt hätte, wo sie her sei. „Aber er weiß ja nicht einmal, wo ihre Heimat ist, er hatte es versäumt darnach zu fragen in der Verwirrung seiner Seele.“ Deshalb muß er barfuß nach Jerusalem gehen, denn der an dem Toten begangene Diebstahl quält ihn in schrecklicher Weise. Er ist nämlich, wie wohl die meisten Menschen, „ein Kind seiner Zeit: einer Zeit, da der bestehende Hohn aller Sitten in grellem Gegensatz die höchste Feinheit der Empfindung, wie sie uns das Blütenalter spanischer und italienischer Poesie zeigt, gegenübersteht.“

Wir schließen für heute, der Genuß ist zu groß, die Belehrung zu wertvoll. Nun haben wir doch endlich auch gelernt, wann die wahre Blüte der spanischen Poesie war. Nächstens hoffen wir das unglückliche getrennte Paar zu seiner glücklichen Vereinigung zu begleiten.

Herr von Sybel fährt fort, die Zeitungen durch Zusendung von Aeußerungen seines Aergers über die im Grunowschen Verlage erschienene Auswahl aus Friedrichs des Großen Gesprächen mit de Catt zu belästigen. Die letzte uns vorliegende derartige Expektoration macht die von der Archivverwaltung publizierten Memoiren wegen ihrer freien Behandlung der Geschichte, die wir mehrfach genügend gekennzeichnet haben, möglichst schlecht, und versteigt sich am Schlusse zu ehrenrührigen Beschimpfungen, die zu erwidern oder zu widerlegen der Verleger d. Bl. unter seiner Würde erachtet. Die zahlreichen groben Sprachschnitzer, die wir in der Publikation nachgewiesen haben, erwähnt natürlich Herr von Sybel mit keinem Worte, sondern stellt nur ihre „Beleuchtung“ in „einem der nächsten Hefte“ seiner historischen Zeitschrift in Aussicht. Wir wollen wünschen, daß er bis dahin jemand finde, der das Wort *ῥήτορας* (S. 413, 3) und den Dativ *δόξα* (S. 374, 38) kennt, und es erklären kann, auf welche Weise ein gebildeter Mann wie de Catt dazu kam, so zahlreiche grobe Fehler im Französischen zu machen.



## Literatur.

Einleitung in das deutsche Staatsrecht. Von Dr. Otto Mejer. Zweite Auflage. Freiburg und Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebed).

Obgleich das neue deutsche Reich dem unverjährbaren Wunsche des deutschen Volkes nach einer staatlichen Einheit einen neuen lebendigen Ausdruck gegeben hat, ist es doch weder historisch noch staatsrechtlich eine Fortsetzung des römischen Reiches deutscher Nation oder des deutschen Bundes. Schon vielfach ist in den offiziellen Aktenstücken des jetzigen Bundesrates dieser Zusammenhang abgelehnt worden. Das jetzige deutsche Reich ist eine neue Schöpfung, die, wenn sie auch einige Einrichtungen aus dem früheren Bundesstaat herübergenommen hat, auf ganz eignen Grundlagen dem Doppelcharakter der Deutschen nach Absonderung und Zusammenschließen am besten gerecht geworden ist. Ungeachtet der Originalität dieses staatlichen Neugebildes wird man aber seine Institutionen, seine Aufgaben und seine Ziele nur dann unparteiisch und objektiv würdigen können, wenn man die deutsche rechtsgeschichtliche Entwicklung versteht, deren Ende zu den jetzigen Zuständen geführt hat. Diese Geschichte des öffentlichen Rechtes in Deutschland giebt der Verfasser des oben angekündigten Buches mit vielem Geschick. Seit 1861, wo die erste Auflage erschien, ist die mehrerwähnte staatliche Umwälzung eingetreten, der damals ausgesprochene Wunsch des in den öffentlichen Rechtsdisziplinen als Autorität geltenden Verfassers, daß uns ein der Würde und dem Geiste unsers Volkes entsprechendes deutsches Recht in den öffentlichen Dingen bleibe und werde, ist früher, als wir geahnt, zur herrlichsten Erfüllung gelangt. In den Vorbemerkungen werden zunächst die allgemeinen Begriffe des Staatsrechts in klaren und von allem Beiwerk befreiten Gedanken auseinandergesetzt. Der erste Abschnitt giebt sodann eine Uebersicht des in dem alten Reiche entwickelten Staatsrechts, sowohl hinsichtlich der Reichsgewalt als der Emanzipation der Territorien. Der zweite Abschnitt behandelt von dem Reichsuntergange und der Bildung des Rheinbundes sechzig Jahre des Staatenbundes, wo Deutschland nur durch ein loses völkerrechtliches Band um-